



HANS MAIER · MÜNCHEN

DIE GRENZENLOSE WELT UND IHRE GRENZEN

I

Technik und Kommunikation haben die heutige Welt zur Einen Welt gemacht. Längst erleben wir als Einheit, was früher in Bekanntes und Unbekanntes, Heimisch-Nahes und Exotisch-Fernes auseinanderfiel. Statt von Staaten, Regionen, Kontinenten sprechen wir heute schon von Welten: der Ersten, Zweiten, Dritten, Vierten Welt. Weltverkehr und Welthandel, Gipfelkonferenzen, Erdumkreisungen, Satellitenblicke aus dem Weltraum auf das «Raumschiff Erde» – das alles ist fast alltäglich geworden. Die ständige Berichterstattung erzeugt eine Art von Allgegenwart der Weltprobleme: die verschiedenen Hemisphären der Erde werden zu benachbarten Plätzen ein und desselben Ortes, kurz, die Familien-Ähnlichkeit der Einen Welt überlagert, so scheint es – die räumlichen, ethnischen sozialen Distanzen, die früher ausschlaggebend waren.

Auf der anderen Seite bestehen diese Distanzen und Unterschiede aber fort – und mit ihnen das Phänomen der Grenzen. Noch immer gliedert sich unsere Welt in Staaten und Nationen. Noch immer stehen Religionen, Kulturen, Lebenskreise, politische und soziale Ideen und Ideologien einander gegenüber – nicht alle dialogbereit. Noch immer gehen die alten Risse zwischen arm und reich, mächtig und ohnmächtig durch die heutige Welt – doppelt fühlbar, weil sie in Sichtweite gerückt sind und niemand mehr die Augen davor verschließen kann. Und noch immer gibt es in der Einen Welt eine Vielfalt von Sprachen, sichtbarstes Zeichen der Kommunikationsgrenzen in der globalen Zivilisation – Babylon statt Pflingsten.

II

Im Vorfeld der Konferenzen von San Francisco, in denen die internationale Ordnung nach dem Zweiten Weltkrieg verhandelt wurde, begann man von

HANS MAIER, geb. 1931, 1962-1987 Professor für Politische Wissenschaften in München, von 1970-1986 Bayerischer Kultusminister; 1988-1999 Inhaber des Münchener «Guardini-Lehrstuhls» für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie. Mitherausgeber der Communio.



der *Einen Welt* zu sprechen. Politisches Pathos zittert in dieser Formel nach – so wie ökologisches in der späteren Rede vom «Raumschiff Erde». Arnold Toynbee führte, um das Zusammenrücken und Engerwerden der Welt zu veranschaulichen, die Formel «Parochialisierung» ein, also das Eingemeindetwerden, «Eingepfarrtwerden» der Menschen. McLuhan sprach vom «globalen Dorf», ein Topos, der sich inzwischen weit verbreitet hat. Tatsächlich kann man sagen, dass die Welt heute von immer mehr Menschen als eine einzige Welt gesehen wird – was sie jahrhundertlang höchstens potentiell, in kühnen Vorwegnahmen des Geistes, gewesen ist. Welt war lange Zeit «Welt» nur in beschränkten, geographisch umrissenen Räumen: Mesopotamien, Indien, China, das Alexanderreich, Rom. Und diese Räume blieben gegeneinander isoliert. Erst in der jüngeren Geschichte entwickeln sich dauerhafte internationale Beziehungen, stärkere wechselseitige Abhängigkeiten der Staaten und schließlich so etwas wie eine Weltgesellschaft und ein Weltbewusstsein. Während die älteren Reiche in historischen Sackgassen enden, beginnt mit der europäischen, später internationalen Staatengesellschaft ein Prozess universeller Verflechtung der Völker und Nationen. Die Völkerfamilien der Vergangenheit werden zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengefügt – wie es scheint unwiderruflich.

Gewiss: die heutige Welteinheit ist wesentlich technischer, ökonomischer, wissenschaftlich-praktischer und medialer Natur. Es fehlt die geistige, moralische, politische Homogenität, wie sie in früheren Reichen und Universalstaaten nicht selten anzutreffen war. Viele Zentren von einst haben ihre alte Bedeutung verloren: nicht nur das Abendland ist «untergegangen» – im Sinn europäischer Vorherrschaft und modellhafter Geltung für die Welt –, auch das alte China, das alte Afrika, Lateinamerika, Iberien – man kann die Reihe fortsetzen. Zwar sind eine Anzahl neuer Bewegungen, neuer Zentren entstanden: man denke an so verschiedene Erscheinungen wie den politischen Islam, die postkommunistischen Demokratien, die Europäische Union, Indien, China und die «Tigerstaaten» des Fernen Ostens. Aber sie repräsentieren (und binden!) keineswegs alle nationalen, regionalen, religiösen Strömungen in der heutigen Welt.

Existenzentwürfe sehr verschiedener Herkunft ringen um Geltung in der sich bildenden Weltgesellschaft – um die Formung jener *Einen Welt*, die nach dem Wort des unvergessenen Johannes' XXIII. zwar einen Körper, aber noch keine Seele hat. Dennoch: von einer Weltgesellschaft kann man bereits sprechen – dann nämlich, wenn man das Neue mit den älteren regional begrenzten und gegeneinander isolierten Hegemonialstrukturen vergleicht. Die Welt vereinheitlicht sich, und das in raschem Maß. Alte Kulturen, nationale und regionale Überlieferungen werden immer mehr in größere Zusammenhänge einbezogen. Auch wenn die «Neue Welt» nicht mehr europazentrisch ist, auch wenn sie nicht mehr nur aus National-

staaten, sondern auch aus Staatengemeinschaften und Machtblöcken besteht, auch wenn sie geistig heterogen und politisch vielfältig gespalten ist – sie wird doch von immer mehr Menschen in zunehmendem Maß als Einheit erfahren.

III

Man sollte denken, dass in dieser grenzenlosen Welt auch die Sprachgrenzen dahinfallen – dass die wachsende Einheit zu einer Konzentration der Sprachen führt. Doch das Gegenteil ist der Fall. Während die Welt sich vereinheitlichte, haben Zahl und Vielfalt der Sprachen keineswegs abgenommen, sondern zugenommen. In der Einen Welt gibt es mehr Sprachen als je zuvor, oder sagen wir vorsichtiger: Wir kennen heute weit mehr Sprachen, als wir früher kannten – und wir sehen ständig Sprachen unter uns neu entstehen.

Nach heutigen Schätzungen werden auf der Erde rund 4000 bis 5000 Sprachen gesprochen. Das ist eine außerordentlich große Zahl. Gewiss, in ihr sind auch die großen Weltsprachen mit vielen Millionen Sprechern enthalten, an der Spitze das Chinesische, Englische, Spanische und Russische: rund zweieinhalb Milliarden gehören den 17 größeren Sprachgemeinschaften mit über 50 Millionen Sprechern an, auch wir Deutschsprachigen mit rund 120 Millionen zählen zu diesem Kreis, der auch Sprachen wie Hindi, Arabisch, Portugiesisch, Bengali, Japanisch, Malaiisch-Indonesisch und Französisch einschließt. Doch die andere Hälfte der Menschheit verteilt sich auf kleinere und immer kleinere Sprachgemeinschaften. Das geht bis zu Sprachen mit nur wenigen Zehntausend oder Tausend Sprechern – man denke in Europa an das Rätoromanische, Sorbische, Färingische –, ja bis zu wenigen Hundert wie bei den im Aussterben begriffenen Indianersprachen in Amerika. Die Kinder Babylons bilden also keine wohlorganisierte Schule mit annähernd gleichen Klassenstärken – vielmehr stehen Einzelgänger und Riesengruppen, Isolate und Reservate sowie Zonen der Durchdringung und Vermischung unvermittelt nebeneinander. Auch ist die Diffusion der Sprachen höchst unterschiedlich: die größte Sprache der Welt, das Mandarin, reicht kaum über den chinesischen Sprachraum hinaus – ähnlich steht es mit Russisch, Malaiisch-Indonesisch, in gewissem Maß auch mit Hindi und Urdu – während die Stärke des Englischen bekanntermaßen nicht nur in der absoluten Zahl seiner Sprecher, sondern in seinem hohen Verteilungsgrad rund um den Erdball liegt.

Die Gründe für die Vermehrung der Sprachen in der Einen Welt liegen auf der Hand. Es sind im wesentlichen drei. Erstens der Ausbau und die Autorisierung bisher unentwickelter oder zurückgesetzter Sprachen im Zug der weltweiten Entkolonialisierung nach 1945: staatliche Verselbständigung



hieß in vielen, ja den meisten Fällen auch sprachliche Verselbständigung. Zweitens das Vordringen der Regiolekte und Soziolekte und der vielfältigen Fachsprachen – dazu gehören sprachliche Differenzierungen wie die des Englischen in das Britische, Irische, Amerikanische und in zahlreiche Sonderformen («Uns trennt nur eines», pflegte Winston Churchill in Amerika zu sagen, «unsere gemeinsame Sprache.») Drittens der Vorgang ethnischer, sozialer, religiöser Selbstbehauptung *durch Sprache* in der heutigen Welt. Was in der «alten Welt», in der von Europa ausgehenden Staatenbildung die Ausnahme war – dass kleinere Völker ihre Sprache bewahrten, oft über lange staatlose Zeiten hinweg (Italien, Polen) –, das wird heute, im Zeichen der Selbstbestimmung, auch für die kleinsten Einheiten, erst recht für die großen, ganz selbstverständlich in Anspruch genommen. Alle Großstaaten und Großreiche, alle klassischen Nationalstaaten haben sich heute mit diesem Problem herumzuschlagen: Weißrussen, Ukrainer, Esten, Rumänen haben sich der Sprachdominanz des Russischen entzogen: in den USA haben die «Hispanics» den angelsächsischen Sprachkonsens aufgekündigt; Katalanen und Basken beanspruchen in Spanien sprachliche Eigenständigkeit usw. Und so an vielen Orten der Welt – der Ansprüche und Erwartungen ist kein Ende.

IV

Und die Nationen, der Nationalstaat? Wird er in der Einen Welt verschwinden? Oder behauptet er sich zäh? Konstituiert er sich vielleicht sogar neu?

Hier war der Zusammenbruch des Kommunismus und die Wiedervereinigung Europas in den neunziger Jahren ein lehrreiches Beispiel. Kaum war der sowjetische Druck geschwunden, brachen in Ost- und Südosteuropa Nationalitätenkämpfe aus. Gebietsansprüche wurden erhoben, es kam zur Benachteiligung und Unterdrückung von Minderheiten, zu ethnischen Kämpfen, ja Kriegen. Die Entwicklung kulminierte im Krieg zwischen Serben, Slowenen, Kroaten in Gesamt-Jugoslawien wie im bisherigen multiethnischen Musterland Bosnien-Herzegowina, sie setzte sich fort im Kosovo – und niemand weiß, ob dies der letzte Fall ist, bei dem gewachsene oder unter Druck erzwungene Föderationen vom Ideal des homogenen Nationalstaats überwältigt wurden.

Die Frage nach der Zukunft der Nationen im sich vereinheitlichenden Europa ist schwer zu beantworten. Denn das Wort Nation hat im Osten und im Westen Europas heute einen durchaus unterschiedlichen Stellenwert. Sehr vereinfacht gesprochen: Im Osten ist die Nation bestätigt, im Westen ist sie relativiert worden. Im Osten suchen die befreiten Ländern nach ihrer nationalen Identität – im Westen bemüht man sich um ein «Europa der Vaterländer». Im Osten ist man noch dabei, sich von der ideo-

logischen Zwangsintegration im sozialistischen Bündnissystem zu lösen, und verspürt wenig Neigung nach neuen engeren Zusammenschlüssen – im Westen gilt, ungeachtet erheblicher nationaler Unterschiede und Rivalitäten, die Europäische Union als Beispiel für eine Zukunft, in der Konflikte durch Zusammenarbeit entschärft werden, gemeinsame Interessen sich bilden, Kriege undenkbar werden.

Es war begreiflich, dass die Europäische Gemeinschaft auf die Vorgänge in Ost-, Mittel- und Südosteuropa 1989/90 nicht mit einer Verlangsamung, sondern mit einer Beschleunigung des Integrationstempos reagiert hat. Die Union – und damit der Nucleus der «Vereinigten Staaten von Europa» – nahm in diesen Jahren erste Gestalt an – viel rascher und eindringlicher, als dies selbst kühne Propheten vorauszusagen wagten. Symbolisch waren nicht nur die Schaffung des Binnenmarktes und die Einführung des Euro – symbolisch war auch das Schengen-Abkommen, das alte Grenzen beseitigte und Zollschranken überflüssig machte. Heute erkennen wir freilich, dass diese Beschleunigung auch Probleme mit sich brachte. Erstmals verbreitete sich nicht nur in Großbritannien, sondern auch in den klassischen Europa-Nationen Frankreich und Deutschland eine gewisse Europa-Skepsis. Viele Menschen fühlten sich durch Gangart und Tempo überfordert. Der Ruf nach parlamentarischer und demokratischer Legitimation wurde stärker. Die Demokratie-Defizite einer von überlegenen Technokratien vorangetriebenen Integration traten ins öffentliche Bewusstsein. Die Problematik verdichtete sich in der nach dem Jahr 2000 immer dringlicher werdenden Verfassungsfrage: Wie konnte in der Erweiterung der Union, in der Zunahme ihrer Mitglieder (Nord-, Süd-, Osterweiterung) die Handlungsfähigkeit des Ganzen bewahrt oder neu gestärkt werden? Zwei Vorstöße zur Lösung des Problems (Amsterdamer Vertrag, Lissabonner Vertrag) scheiterten am Widerspruch einzelner Staaten. Die Frage der Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit Europas nach dem Fall der Mauern ist bis heute nicht gelöst.

V

Dies alles bestätigt eine Erfahrung, die auch in der globalisierten Welt von heute zu beobachten ist: Jeder Schritt zu weiterer Vereinheitlichung ruft unvermeidlich Gegenkräfte auf den Plan; jeder Vorstoß ins Grenzenlose bringt die bestehenden Grenzen in Erinnerung. Das gilt für das Zusammenleben der Völker. Aber es hat auch Bedeutung für die Kirche. Bertram Stubenrauch hat in seinem Aufsatz «Das Weltdorf und die Weltkirche» (in dieser Zeitschrift 29/2005, 234–247) nachdrücklich an die Zusammenhänge von Globalität und Regionalität erinnert.



Fazit: Die Imperien, die Reiche schwinden in der gegenwärtigen Welt. Nationalsozialismus und Kommunismus sind – zumindest in Europa – untergegangen. Verschwunden sind auch die Kolonialreiche britischer, französischer, niederländischer und portugiesischer Observanz. Viele neue Staaten sind entstanden. Überblickt man die letzten Jahrzehnte, so geht die Tendenz eher zum Kleinstaat als zum Weltstaat. Das ist zunächst einmal etwas Positives. Ein Kleinstaat ängstigt nicht. Aus einem Weltstaat dagegen kann man nicht mehr emigrieren. «Föderalistische» Staaten – in einem weiten Sinn verstanden – sind überall auf der Welt im Vordringen. Das ist begreiflich: die technische und mediale *Eine Welt*, das große Welt-Dorf vor unseren Fernsehschirmen verlangt ein Gegengewicht. Je einheitlich-uniformer die Welt, desto stärker das Verlangen nach «Heimat», nach überschaubaren, erlebbaren Verhältnissen. Nur in solchen begrenzten Räumen kann sich Verantwortung bilden, kann Verantwortungsgefühl entstehen.

Wenn aber einerseits die Imperien verschwinden, andererseits die «Basis» der Staaten tiefer gelegt wird, dann bedarf es einer Auffangstellung – und das dürfte ein reformierter, ein kooperativer, ein grundrechtlich domestizierter Nationalstaat sein. Denn der Prozess der Aufteilung, der Zersplitterung darf nicht bis zur völligen Atomisierung weitergehen – sonst schüfe man nur einen Anreiz für die Entstehung neuer Hegemonialstaaten.

So wird die gegenwärtige Lage Europas – und der Welt – von allen Beteiligten Fantasie und gestalterische Energie fordern. Eine umfassende Analyse der sozialen und politischen Realitäten ist nötig. Dabei sollte man das ganze vergangene Jahrhundert im Blick haben und die Erfahrungen der Vergangenheit bedenken – in einer Situation, in der die Euphorien des Jahres 1989 verfliegen sind und in der an die Stelle des raschen Gipfelsturms die «Mühen der Ebene» treten.